

(Nachdruck verboten.)

59]

Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Vor Thau und Tag war er auf dem Wege nach Heilbrunn. Er erreichte es ohne Fährlichkeiten, wenngleich häufig aufgehalten. Denn in allen Dörfern, durch die er kam, wurde er einem scharfen Ausfragen unterworfen über das Wer, Woher, Wohin? Der Anblick des weiten, an Wein und Korn reichen Thales, in dem Heilbrunn liegt, verschlechte die düsteren Bilder so mancher Brandruinen wie der der Weibertreu, als er, gleich hinter Weinsberg links abbiegend, nun zwischen goldig glimmernden Nebenhügeln gegen die Stadt hinunterritt. Wendel Hipler erwartete ihn bereits in der Herberge zum Falken, wo ihn Max unter Papieren begraben fand. Es war die erste Begegnung beider in ihrem Leben. Prüfend schauten sie einander in die Augen und dann reichten sie sich gleichzeitig die Rechte und ein kräftiger Händedruck bezeugte ihr gegenseitiges Vertrauen.

„So, wie Ihr da vor mir steht, habe ich mir, nicht Eure Züge, wohl aber den inneren Menschen, der aus ihnen spricht und den ich ja schon aus Euren Briefen an Florian Seyer und aus Eurer Antwort auf meine Einladung kenne, vorgestellt,“ sprach der Kanzler mit Wärme und nöthigte Max, sich zu ihm zu setzen, worauf er fortfuhr: „Und nun, lieber Doktor, erzählet mir, wie die Dinge in Rothenburg ausschauen. Der Menzingen hat mich schon seit längerer Zeit ohne Nachrichten gelassen.“

Max Eberhard berichtete so unparteiisch wie möglich über die Vorgänge in seiner Vaterstadt. Hipler, der ihm aufmerksam zuhörte, äußerte, als er schwieg, mit einem Seufzer: „Es ist ein Unglück, daß der Blick dieser freien Städte nicht über ihre Ringmauern hinausgeht. Sie gleichen den Aустern in der Schale. Die ganze Welt draußen mag zu Grunde gehen, wenn nur ihr eigenes Ich unbeschädigt erhalten bleibt. Aber wir wollen ihre Schalen aufbrechen; sie müssen sich in das Ganze einfügen. Nur so kann der unseligen Zerstückelung des Reiches durch den Egoismus ein Ende gemacht werden.“

„Verzeihet mir die Bemerkung, Herr Kanzler,“ äußerte Max. „Habet Ihr der Zerstückelung nicht selbst einen Vorschub geleistet, indem Ihr den Götz von Verlichingen zum obersten Hauptmann der Odenwäldler und Redartshaler wählten liehet, während die Wahl Florian Seyer's die damals zu Weinsberg versammelten Heerhaufen der Bauern zusammengefittet haben würde?“

„Scheinbar habet Ihr recht,“ nickte Hipler ihm zu. „Aber es brachte eines Mannes, der den Feinden Vertrauen einflößt und sich einer gewissen Beliebtheit bei den Bauern erfreut. Diesen Anforderungen entsprach der Götz. Persönlich schätze ich keinen Mann höher als den Ritter Florian, und auch ein bewährter Kriegsmann ist er. Allein die Bauern kennen ihn nicht und bei ihrem Hass gegen den Adel würden sie ihn nicht als obersten Hauptmann angenommen haben. Ich durfte es wagen, den Götz ihm vorzuziehen, weil ich gewiß weiß, daß Seyer der Sache der Freiheit seine Person bereitwillig unterordnet. Um der Freiheit willen wird er selbst seine moralische Geringschätzung des Ritters mit der eisernen Hand schweigen heißen. Darin bin ich mit ihm einverstanden, daß in dem neuen Reiche, das wir aufzurichten wollen, die Standesunterschiede aufhören müssen. Aber man darf ihnen nicht mit Gewalt ein Ende machen; man muß sie allmählig absterben lassen.“

„Und wie wolleth Ihr dies zu Wege bringen?“ fragte Max gespannt.

„Ich will's Euch andeuten,“ erwiderte Wendel Hipler mit einem leisen Lächeln. „Denn ich bin sicher, daß Ihr mich alsdann um so nachdrücklicher bei den Berathungen über die neue Reichsordnung, die morgen ihren Anfang nehmen sollen, unterstützen werdet. Die bei Würzburg jetzt lagernden ostfränkischen Heusen haben zu diesem Behufe zwei Abgeordnete geschickt, Bauern zwar, aber mit großer Erfahrung und mit einem ungewöhnlichen Verstande begabt. Es bewahrheitet sich auch hier wieder,

daß in Zeiten großer Bewegung sich stets die geeigneten bedeutenden Männer heranbilden. Nun wohl; den Redar vertritt Hans Berle von hier, ein feiner politischer Kopf. Aus dem schwäbischen Oberlande sind keine Abgeordneten eingetroffen. Sie können keinen Mann entbehren, wie sie schreiben, da der Truchseß von Waldburg sich gegen sie zu wenden scheint. Sie haben es aber nicht bei einer Entschuldigung bewenden lassen, sondern allerlei Vorschläge für die neue Reichsordnung eingesandt. Die fränkischen Heusen haben dasselbe gethan. Schauet diesen Heusen Geschriften! Es ist manches Brauchbare darunter. Ich werde sie morgen vorlegen und darüber berichten. Das Beste ist unstreitig ein auf die zwölf Artikel gestützter Entwurf meines Freundes Weigand, des Amtstellers von Miltenberg. Doch das Reden trocknet die Kehle aus. Entschuldigt mich einen Augenblick.“

Einen Glockenzug oder eine andere Vorrichtung, um einen dienstbaren Geist herbeizuloden, gab es in der Stube nicht, wie solche damals überhaupt in den Zimmern der Gasthöfe fehlten. Die Zimmer dienten nur zur Nachtruhe. Wendel Hipler machte sich daher selbst auf die Suche nach einem Aufwarter. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er einen solchen fand, und wieder verfloß eine geraume Zeit, bis derselbe, mürrisch, in seiner anderweitigen Arbeit gestört worden zu sein, Wein und Becher brachte. Wendel Hipler erzählte unterdessen seinem jungen Freunde von Weigand, seiner schriftstellerischen Thätigkeit für die Bewegung und seiner geistigen Bedeutung. Nachdem er dann die Becher mit einem guten Redarwein gefüllt, mit Max angestochen und beide getrunken hatten, nahm er wieder das Wort in folgender Weise:

„Um also auf unseren Gegenstand zurückzukommen! Aus welchen Quellen strömt die große Macht der Geistlichkeit, der Fürsten und des Adels, wenn nicht aus ihren Einkünften aus den indirekten Steuern, den Zöllen, Geleiten und der Gerichtsherrschaft. Wohlan, diese Quellen hören im neugeordneten Reiche zu fließen auf. Es wird keine Zölle und Geleite mehr geben, noch Umgeld, außer den Zöllen, welche erforderlich sind, um Brücken, Wege und Stege zu unterhalten. Alle Straßen werden frei sein. Dazu soll fortan alles weltliche Recht, das bisher im Reiche gebraucht wurde, ab und tod sein und das göttliche und natürliche Recht allein gelten, damit der arme Mann so viel Zugang zum Recht habe, als der Oberste und Reichste. Nach diesem Rechte sind auch alle Städte und Gemeinden zu reformiren und alle Bodenzinse ablösbar. Erwäget Ihr dieses alles Punkt für Punkt, so werdet Ihr mir zugeben, daß damit die Prälaten zu einfachen Predigern, die Fürsten und Herren zu größeren oder kleineren Grundbesitzern, die Patrizier zu einfachen Bürgern werden und zwar alle unter einem Haupte, dem Kaiser, dem keine andere Steuer als alle zehn Jahre einmal die Kaisersteuer entrichtet wird. Das neue Reich wird nur aus lauter Freien und Gleichen bestehen.“

„Das ist in der That unbestreitbar,“ rief Max lebhaft.

„Ihr merket schon, daß ich den römischen Juristen, die Ihr ja nicht sonderlich liebt, obgleich Ihr auch einer seid, dabei an den Kragen gehe,“ fuhr Hipler fort. „Eine Reform des Rechts und der Gerichte, so wie deren Verfahren ist ohne dem nicht denkbar. Daher verlange ich, daß kein Doktor des römischen Rechts zu einem Richter oder in eines Fürsten Rath zugelassen werde. Es soll überhaupt an jeder Universität nur drei Doktoren das Recht geben, um sie vorkommenden Falles zu Rathe ziehen zu können. Dasselbe ist von den Geistlichen zu fordern. Kein Gemeinfter, hohen oder niederen Standes, darf in des Reiches Rath sitzen oder als anderer Fürsten und Gemeinden Rath gebraucht werden; keiner kann ein weltliches Amt bekleiden.“

„Dazu sage ich von ganzem Herzen Ja und Amen,“ sprach Max mit glänzenden Augen.

„Nun aber die Fundamente! Alle Geweihten hohen und niederen Standes und Namens werden reformirt und erhalten ziemliche Nothdurft; ihre Güter fallen zu gemeinem Nutzen. Auch alle weltlichen Herren werden reformirt, damit der arme Mann nicht über christliche Freiheit beschwert werde. Gleiches, schleuniges Recht, ich wiederhole es, dem Höchsten wie dem Geringsten. Gegen ein ehrlich Einkommen sollen Fürsten und Edle die Armen schützen und sich brüderlich halten, und damit sie fürder nit schaden können, sind alle Bündnisse der

Sonntagsplauderei.

Fürsten, Herren und Städte aufzuheben. Ueberall nur Schirm und Schutz des Kaisers. Der Adel soll aber von jedem geistlichen Lehensverbande frei sein. Und wie es nur einen Schutz und Schirm geben darf, so auch nur eine Münze von festgestelltem Gehalte und gleiches Maß und Gewicht im ganzen Reiche."

Er feuchtete die Lippen durch einen Schluck aus seinem Becher an, worauf er fortfuhr: „Schlimmer noch als die meisterlose Gewalt der Großen ist der Wucher; er darf die Seele des neuen Reichs nicht vergiften. Den großen Handlungshäusern, den Fugger, Welsler und wie sie sonst noch heißen mögen, muß ein fester Riegel vorgestoßen werden, daß sie nicht wie bisher allein oder mit anderen verbunden durch ihre großen Geldmittel auf einzelne Handelsartikel ein Monopol sich erwerben, um dieselben für ungeheure Wucherpreise wieder zu verkaufen. — Doch, wo bin ich hingerathen? Ich wollte Euch darthun, durch welche Anordnungen es bewerkstelligt werden könnte, daß Geistlichkeit, Fürsten und Adel in der Gemeinfreiheit von Land und Stadt unschädlich aufgehen und habe so ziemlich alle Punkte berührt, die in einer Ordnung und Reformation zu Nutz und Frommen und Wohlfahrt des Deutschen Reiches zu erledigen wären.“ Er suchte unter den Papieren auf dem Tische etliche Bogen hervor, die mit seiner großen und festen Handschrift bedeckt waren und reichte sie Max Eberhard mit den Worten: „Ich habe meinen Entwurf zu Papier gebracht. So Ihr Euch noch des näheren und in der Ordnung mit demselben vertraut machen möchtet, steht er Euch zu Diensten.“

Der junge Doktor nahm das Schriftstück mit warmem Dank entgegen. Seine ganze Ideenwelt war durch das Gehörte in die größte Aufregung versetzt. Mit aufrichtiger Bewunderung blickte er auf den Kanzler. Dieser ergriff noch einmal das Wort und sagte: „Ich hatte bei der Durchführung des Entwurfes, falls er gebilligt werden sollte, auf den Beistand eines edlen Fürsten gehofft. Aber er, der Edle und Weise, der ein Vater aller Evangelischen war, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Ich meine den Kurfürsten Herzog Friedrich von Sachsen. Er ist am fünften dieses Monats des Todes erblieben.“

„Das ist allerdings ein schwerer Verlust für die protestantische Sache,“ bemerkte Max theilnahmevoll. „Aber Herr Hipler,“ fuhr er fort, indem er die zu einer Rolle gestalteten Papiere in die Höhe hob, „in diesem Zeichen werden wir siegen.“

„Ich hoffe es zu unserer gerechten Sache,“ erwiderte Hipler mit einem wohlwollenden Lächeln über das schöne Feuer seines jungen Freundes und reichte ihm zum Abschiede die Hand.

Nachdem beide am nächsten Morgen das Frühstück gemeinschaftlich in der Gaststube eingenommen hatten, begaben sie sich nach dem Rathhause, einem spätgothischen Bauwerke, zu welchem von dem Marktplatz eine hohe Doppeltreppe hinaufführt. Der Kastellan empfing sie auf dem großen Flur, dessen Balkendecke hölzerne Pfeiler trugen, und wies sie in den Sitzungssaal zur Rechten, welchen der Stadtrath für ihre Berathungen bestimmt hatte. Es war dasselbe Zimmer, in welchem Götz von Berlichingen vor fünf Jahren den wohlweisen Rath mit Ohrfeigen von seiner eisernen Hand bedrohte, die „Kopfe weh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grunde kuriren“. Unmittelbar nach jenen kamen die beiden Bauernräthe, Peter Locher aus Kilsheim und Hans Schickner aus Weiskensburg. Es waren kräftig gebaute Männer mit groben aber charaktervollen Zügen und von bedachtsamer, sicherem Wesen. Max konnte sich überzeugen, daß ihre Finger steif, ihre Hände hart wie Eisen waren. Langsam schlossen sie sich um die feinnige, wie in einem vorsichtig prüfenden Drucke. Hans Berle folgte den beiden mit einer höflichen Entschuldigung, sich verspätet zu haben. Wendel Hipler führte den Vorsitz.

Max hatte noch bis tief in die Nacht hinein dessen Verfassungsentwurf, der den Berathungen zu Grunde gelegt wurde, studirt. Je tiefer er sich in denselben hinein las und dachte, je höher stieg seine Achtung vor dem scharfen politischen Verstande des Verfassers, seinem weiten Blick, der Größe, oder, wie man es heute heißt, der Genialität seiner Gedanken und der Klugheit, mit welcher die gegen Klerus, Herren und Adel gerichtete Spitze des Entwurfes verborgen war.

Unsere Rückwärtsmänner sind mit keinem Wortwurf so rasch und leicht zur Hand, als mit der Bemerkung, dies oder jenes sei undeutsch. Jetzt soll sogar das allgemeine Wahlrecht ungermanisch sein. Vom französischen Erbfeind sei es herübergekommen, also werde es vernichtet.

Was man sich eigentlich mit der Bezeichnung undeutsch hier vorstellt, darüber ist man sich selbst nicht klar geworden. Will man die demokratisirenden Entwicklungsgeetze für Deutschland aufheben oder leugnen? Es kostet wenig Nachdenken, das Wort undeutsch hinzuworfen. Es klingt so voll. Und alle die Leute, die an vagen Vorurtheilen haften, bedenken dabei nicht, welcher Vermessenheit sie sich zugleich befleißigen, wenn sie einer Minderheit der Volksgenossen ein ausschließlich deutsches Empfinden zugestehen. Da sind offene Rücksichtslosigkeiten, ein kräftiges Junterwort schon erfreulicher, als dies Spiel mit dem nationalen Moment. Und nicht einmal neu ist dieses traurige Vorgehen unserer Schlotbarone und ihres Anhangs. Vor Jahrhunderten schon wurde der Theil für das Ganze genommen, wenn irgend eine neue Klassenbildung zur Sonne drängte. In Zeiten, da man mit den nationalen Begriffen nicht entfernt so weitherzig umherwarf, wie heutzutage, hatte man sich ähnlicher Beweisführung bedient. Als im mittelalterlichen Deutschland die Stadtbürgerchaft zu erstarken begann und die vormalige Naturalwirtschaft wesentlich eingeengt wurde, da waren es die landsässigen Ritter und Großherren, die ihren ökonomisch begreiflichen Haß gegen das jung aufstrebende, kapitalbildende Bürgerthum ebenfalls damit deckten, als vertheidigten sie ursprünglich germanische Art. Sie empfanden nicht, daß sich eine neue nothwendige Entwicklung vollzogen habe; und da diese Entwicklung in damaligen Ländern älterer Kultur, wie in Oberitalien beispielsweise, sichtbar vorgehritten war, so brandmarkte sie der Landadel als undeutsch, als fremd und wälsch.

Selbst in der neuesten Zeit haben wir den Rummel oft genug mit erlebt, daß irgend eine Frage für eminent deutschhümlisch aufgefacht wurde, und nach wenigen Wochen gab es eine deutsche Mode weniger. Wie erbißte man sich noch, als der spanisch-amerikanische Krieg ausbrach. Es galt als deutsch, für das militaristische, heldenhafte Spanien zu schwärmen; unbefümmert um die innere Zerlegung dieses Landes und seiner Nation. In Berlin wurden harmlose Menschen in Wirthshäusern verprügelt, wenn sie sich vermaßen, die Niederlagen Spaniens als einen Sieg der Allgemeinkultur darzustellen. Leute selbst, die an der endlichen Ueberlegenheit Amerika's nicht zweifelten, wünschten wenigstens, daß Bruder Jonathan vorher tüchtig gerupft werde. Wie sollte es auch für ein militaristisch dreifüßiges Gemüth anders kommen? Das wäre für ein spektakel-süchtiges Herz ein wombevoller Reiz gewesen, wenn das Schlachten-glück recht lange hin- und hergeschwankt hätte. Der unselig langwierige Krieg hätte die Gemüthsmenschen nicht viel befümmert, wenn sie nur ihre Sensationslust befriedigt hätten. Und nun kommt der langweilige Bruder Jonathan und macht den Schwierigkeiten in verhältnißmäßig raschen entscheidenden Schlägen ein Ende. Die Freiheit! Nicht einmal mit europäisch gedrihten regulären Truppen, sondern mit einer Miliz und mit geworbenen „zusammengesehnen“ Kräften. Aber trotz allem: Erfolg bleibt Erfolg; und eine dumpfe Ahnung von der hervorragenden technischen Ueberlegenheit Bruder Jonathans, von dem unvergleichlich moderneren Zug amerikanischen Wesens ist auch über den weisen Kriegsgesetzten am Berliner Bierisch gekommen. Jetzt, da der Frieden wieder einkehrt und Spanien von seiner bisherigen Machtstellung herabgedrückt wird, ist es nicht mehr modern, für die ritterliche hispanische Kriegsnation zu schwärmen. Der Gefallene findet eher Hohn als Mitleid bei unseren nationalistischen Selbden. Das ist das Ende vom begeisterten Lied.

Da man die hungrigen Leser nicht mehr mit aufregenden Kriegsnachrichten füttern kann und auch die Anekdötenhändler aus Bismarck's Leben und Wirken mehr als erschöpft ist, so kam einer Anzahl von Blättern inmitten der Tage hochsommerlicher Gluthhitze ein lustiges Stücklein sehr zu paß. Das passirte dem Reklame-reisenden des „Berliner Tageblatts“, Herrn Eugen Wolff. Wo immer eine neue deutsche Flagge gehißt wird, Herr Wolff packt seine sieben Sackchen und mit echt journalistischer Fixigkeit weiß er im Flug Werth und Wesen fremden Gebiets und fremder Nation zu ergründen. Es ist erklärlich, daß in solchem Missionar sich ein ähnliches Selbst- und Herrenbewußtsein entwickelt, wie bei manchem unserer regierenden Kolonialhelden. Herr Wolff war nun zuletzt auch in China, um in zwei Monaten oder in dreien die chinesische Welt zu ergründen und in einem Duzend von Reisebriefen den staunenden Lesern des „Tageblattes“ Aufklärung über Räthsel und Geheimnisse des Niesenreiches zu verschaffen. Im kolonialen Afrika hatte der Weltmissionar sich inzwischen genug Schneid beigelegt und so war es ihm nicht allzu schwer, den „tischchen“, bezopften Selbstschätzern zu imponiren. Fluchen und domern mußte er ganz tüchtig, und die Chinesen insgesamt, Kulis wie Kaufleute, erregten das höchste Mißfallen des Herrn Wolff. Umsichtig und auf jein Blatt bedacht, wie der moderne Commis voyageur der Großmacht Presse sein soll, beschloß Herr Wolff, einmal auch etwas ganz Besonderes zu leisten. Ein Grand Seigneur der Presse weiß mit Nachdruck aufzutreten und so setzte Herr Wolff es eines Tages durch, daß ihm die dreizehn gefesselten Chinesen vorgeführt wurden, die des Mordes an deutschen

Missionaren beschuldigt waren. Die Thatsache gesteht er in einem Reisebrief zu: Er, Herr Eugen Wolff, ließ sich die Chinesen vorführen und „fragte sie aus“. Möglicherweise geschah das Ausfragen in jener energiegelassen Weise, die den deutschen Kulturträger und Eroberer von heute so lebhaft auszeichnet: kurz, der Hofarenstreich des sehr anspruchsvollen Herrn Wolff scheint von anderer Seite ganz eigentümlich ausgelegt worden zu sein, und Bischof Anzer schilderte dem Reisenden eines anderen Berliner Sensationsblattes, der zur Zeit in Kiangtshou weilte, den Vorgang wie eine förmliche Gerichtsverhandlung Herrn Wolffs, die natürlich dann der grotesken Komik nicht entbehren würde. Ein Herr von Rudolf Moisse's Gnaden Richter in China! Vielleicht beneidet das Sensationsblatt, das die Anzer'sche Enthüllung brachte, im stillen den Gewalthaber des „Tageblattes“ um seinen „smarten“ Reisebriefhelden. Andere Zeitungen sind wieder entrüstet und möchten aus einem an sich lomijschen Vorfall eine Haupt- und Staatsaktion machen. Sie verlangen strengste amtliche Untersuchung von Reichswegen. — Nun, es ist kaum anzunehmen, daß Herr Wolff im Ernst die Rolle eines außerordentlichen Groß-Inquisitors gespielt habe. Seine Handlung fällt unter die Renommirthaten moderner Zeitungsschreiber. „Er ließ sich die Gefangenen vorführen und fragte sie aus.“ Wie pruntpoll sich das anhöret. Keine Kerkerthür, kein Schloß vor Palastthoren ist für den Abgesandten der Weltmacht Presse nicht zu sprengen. Das ungefähr ist der Worte Sinn. Man muß sich nur schneidig durchzusetzen verstehen und vor allem ja keine Spur lächerlicher Bescheidenheit verrathen. Ein einigermaßen zaghafter Mensch geht, wenn er auf ein Ansuchen ein Nein! erfährt. Er zieht sich vielleicht verstimmt zurück. Ein werthbewußter, moderner Zeitungsmann sucht nicht an, er fordert. Erfährt er ein Nein, dann wallt sein Blut in Entrüstung auf. Ihm etwas abschlagen, wer würde sich dessen erfreuen? Und so dringt er denn doch durch. Manchem wird das nicht gerade erfreulich vorkommen; aber es ist nützlich — für den Profit des Verlags, und dem gestrengen Herrn Verleger, der Tausende und Tausende für seine Kellame-Reisenden auswirft, freut es gewiß.

Wenn's nicht auf geradem, brästem Weg geht, verstehen ja viele der Zeitungsschreiber, von ihren Verlegern gepöppelt, sich auf trumme Wege; und da hört die Komik, wie sie im Fall Eugen Wolffs, des Schneidigen, vorherrscht, auf. Wir haben es ja an der Wahre Bismarck's erlebt. Man hat die Zeitungsschreiber nicht sanft in Friedrücksruh behandelt. Hätten sie rechte Standeshere im Leibe, sie hätten gelassen sich entfernt. Denn schließlich können auch die vereinigten Kulis so viel mit aufbringen, um ihren Verlegern zu sagen: Wir haben unsere Arbeitskraft, nicht all' unser menschliches Selbstbewußtsein verkauft. Wir können uns nicht aufdrängen, wo man uns nicht mag. Statt dessen versucht es jeder auf eigene Faust, doch irgendwie sich Einfluß zu schaffen, um seinem Blatt eine Art von „Primeur“ zu verschaffen. Ja, schmutzige Mittel sollen angewendet worden sein, um verstoßen eine Skizze zu entwerfen. Ist das nicht entwürdigend? Welch' Winseln und Wehklagen hat sich danach erhoben; als sei das Recht der Oeffentlichkeit in Gefahr gewesen. Mit Vergnügen, das Spekulationsinteresse der Zeitungsverleger und ihrer Kulis ist noch lange keine Oeffentlichkeit. Für Bismarck's Beurtheilung im öffentlichen Leben ist es gewiß gleichgültig, ob ein Duzend von Zeitungsschreibern im Sterbesimmer herumstümpfte oder nicht, und der Familie Bismarck mußte wie jeder anderen Familie das Recht bleiben, im Trauerhause zu empfangen, wer ihr genehm war. Jedenfalls zieht ein leidlich anständiger Mensch seiner Wege, wo er nicht gern gesehen wird. Die Klebrigkeit im modernen Journalismus hat nicht wenig zur Verächtung der Journalisten beigetragen; und das Jammersgeschrei über das verkehrte Recht der Oeffentlichkeit ist nichts als Heuchelei; denn gewöhnlich handelt es sich um Kleintram, um die Befriedigung ganz niedrig-neugieriger Instinkte. Wer die deutsche Literatur kennen will, braucht Goethe's Wafschzettel nicht zu studiren und ein Mann der Oeffentlichkeit braucht noch kein Häßli-Guader (Topp-Guader) zu sein, wie man in Süddeutschland jagt. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

—w— Sommerabend im Hofe. Kein frischer Luftzug treibt die Dünste fort, die aus den offenen Fenstern der Wohnungen quellen. Aus dem Keller dampft es; eine Frau steht am Waschkah. Der trübe Schein der kleinen Lampe umschwebt sie und schaukelt sich auf dem von ihren finlen Armen hin und her gewebten Dampf. Im Zwiellicht verbinden sich die Linien der wetterverwachsenen Mauern. Klarer Himmel darüber.

Die schnurrenden, aufdringlichen Laute des Tages sind von beruhigenden Tönen abgelöst. Hier unten leises Geplauder von Kindern, die auf dem Holzstog und alien Kisten sitzen. In der Ede flüstert ein kleines Fräulein geheimnißvoll mit den Gespielinnen. Drüben klingt die Stimme eines Mannes, müde, matt: „Wir müssen wieder Mühlenwellen schmieden. . . . Und dann wahrscheinlich Ueberstunden bei der schweren Arbeit. . . .“ Oben singt ein junges Mädchen. Nein, sie jauchzt, jauchzt, leise und gedämpft und doch so fröhlich, wie nur die Jugend jauchzen kann. Nur oben, hinter dem hellen Fenster, flirrt und schwirrt es; gleichmäßiges Maschinen-nähen. Da singt keiner.

— Bolternd kommt eine Grubbe herab. Der Schein, der ihnen

die Treppe hinunterleuchtet, senkt sich von Fenster zu Fenster. Jetzt ist er unten. Fladernd fliegen seine Strahlen über die Menschen und den schwarzen Hof. Die Kinder springen herzu. Ein Sarg. Groß, gelb, nackt. Nacht wie das Leben dessen, der drin ruht, ausruht von Erniedrigung, Vergeßung, übermäßiger Arbeit.

Die vier Träger sind Tischlergesellen im Arbeitsrod. Die Gesichter schwinen: „Ach, ist das warm!“ Sie setzen den Sarg einen Augenblick nieder. Seinem Bewohner wird es nie mehr zu heiß sein.

Die Frau, die ihnen geleuchtet hat, kommt zurück. Nun haben sie ihn geholt. Ihre Augen sind wie ausgebrannt, keine Thräne drängt sich heraus. Sie haben schon zu viel geweint. Nun ist sie allein, allein. . . . Das junge Mädchen singt noch, der alte Mann spricht, die Töne weben durcheinander, kreuzen sich. Welcher Einklang!

Der Schein der Lampe ist fort. Wieder dämmerte das Zwiellicht im Hofe. Doch weiche Stille liegt zwischen den Mauern. Viele Fenster sind auf. Doch ruht jetzt alles hinter den Vorhängen. Blöthlich zittern sie und schwanken. Leichte Nachtwinde ziehen sie hin und her. Die Dünste werden über die Häuser getragen, hinaus in die Villenstadt. Uner schöplich quillen sie aus den abgrundtiefen Höfen. Dichter, immer dichter umziehen sie die Erker und Thürmchen der Landhäuser und drüden auf die Dächer. —

Literarisches.

b. Der Hannen-Lieutenant. Roman von Gerolamo Robetta. Deutsch von Lothar Schmidt. Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin. — Ein einfaches und gutes Buch, das nicht mehr scheinen will, als es ist, und dem nur etwas Vertiefung, etwas Herzblut fehlte, um ein Bild des Lebens überhaupt zu werden. Eine große Lebensironie, ein ruhiges Beurtheilen menschlicher Schwächen, ein liebevoller Blick für die Vorzüge, das veröhnliche Lächeln des Humoristen schaffen in dem Buch ein Spiegelbild ohne die Pose, ohne die Leidenschaft, welche im allgemeinen der Romancier in die Dinge trägt. Die Liebe eines Vaters zu seinem Sohn — der eigentlich nicht sein Sohn ist — die Verschleierung gegen die Erkenntniß dieser Thatsache, die Mutter, die durch die Selbstberäucherung ihrer geschäftlichen Thätigkeit alles zu Boden drückt, ihr Mann, die Kinder, das Personal, das sind lebenswahr erfahnte Einzelheiten. Und das Auslingen des Romans, die Weiligung des Konflikts, die ruhige Trennung des Sohnes von den Eltern, und wie die beiden nun alt geworden sind, fertig mit dem Leben, wie dieser leichtsinnige Galgenstrid von Sohn, der zukünftige Lebemann, doch ihr ein und ihr alles war, das letzte, das sie noch mit der Welt verband — wie all diese Dinge, ohne daß sie nun geradezu gesagt werden, doch dem Leser fortgesetzt zu Bewußtsein kommen, das zeugt von einer außerordentlich tiefen Auffassung des Lebens. —

Kulturhistorisches.

g. Ueber das Berliner Arbeiterleben im Mittelalter geben die Urkunden des 14. Jahrhunderts interessante Aufschlüsse. So erhielten am 13. März 1331 die Schlächter oder Knochenhauer ein Gewerksstatut, das manche eigenartige Vorschriften enthält. Hatte danach der junge oder fremd zugewanderte Meister für sein „gutes Geld“ das Gewert „gewonnen“, so gab er zur Feier seinen Kollegen oder „Kumpen“ ein Festmahl. Seine und der drei anderen jüngsten Meister Pflicht war es, beim Gottesdienst oder beim Begräbniß eines Gildebruders die Lichter anzuzünden und auszulöschen. Wer zur „Morgensprache“, das heißt zum Krühschoppen als letzter kam, mußte das Bier einschenken. Die Wurstmacher oder „Kuter“ besorgten die Hauschlächterei. Es heißt dazu: „Wäre es, daß jemand in seinem Hause zu schlachten hätte, so soll der Kuter ihm zwei Ferkeln umsonst abthun und abbrühn, und ließe er ihn mehr abthun, so soll er ihm geben von jedem Ferkel, es sei lütt oder groß, zwei Pfennige und der Kuter soll ihm die Speckseiten zuschneiden und einsalzen.“ Der Schlachtlohn für ein Kind betrug 4 für einen Hammel 1 Pf. nach unserer Währung also für das Kind 2,80—3 M., für den Hammel 70—75 Pf. Eigenartige Verordnungen enthält auch ein „Brief“ für die Weber vom 19. November 1331. Wenn ein fremder Weber nach Berlin kam, durfte er die Stadt nicht verlassen, bevor er die Behrung gezahlt. Wer an einem Tage mehr als 3 Pfennige verspielte, gab zur Strafe ein Pfund Wachs an die Genossenschaft. Wer Hemd, Schuh oder Hofe mit Kegeln verspielte, gab das gleiche. Weiter heißt es: „Wenn einer von ihnen zu arbeiten aufhöret, um von hier wegzugehn, soll ihm sein Meister sofort seinen verdienten Lohn geben, wenn er aber nicht weggeht, soll er ihm seinen Lohn am nächsten Markttag geben. Ferner verbieten wir, daß einer der Meister oder Knechte am Sommerabend nach dem ersten Läuten der Vesper noch arbeite; geschieht dies doch, so giebt er ein Pfund Wachs und zwar, der Meister an die Meister, der Knecht an die Knechte. Ferner gebieten wir, daß keiner bei Licht arbeite, thut er es dennoch, giebt er ein Pfund Wachs. Ferner, daß keiner von ihnen barfüßig oder im bloßen Hemde über die Straßen geht, wer sich dies doch zu thun untersteht, giebt ein Pfund Wachs.“ Dieselbe Strafe traf auch den, der auf der Straße mit Schaupielern verkehrte oder mit ihnen wüßelte. Interessant sind auch die Bestimmungen für den Arbeitsmarkt; es heißt darin: „Ferner gebieten wir, daß keiner von ihnen in Berlin an den sogenannten „Platz“ in Berlin gehe, sich an einen andern zu verbinden, er habe denn seine Arbeit, die er unter den Händen hatte, bis zu einer sogenannten „Havelrette“ fertig gebracht.“ Dies bezieht sich auf die Leinweber, die Wollweber aber sollen nicht eher

an den bezeichneten Ort gehen, sich anderen zu verbinden, als bis nur noch ein Stein Wolke zum Weben übrig ist zur sogenannten „Gherwende“; wer aber dem zuwiderhandelt, giebt zwei Pfund Bachs.“ Habelrette und Gherwende sind alte Maasse, der „Platz“ aber lag auf dem heutigen Wollmarkt. Zum Schluß des eigenartigen Schriftstückes heißt es dann: „Wer aber alles Vorbenannte irgendwie anzutasten sich untersteht, der ist nach dem Ermessen der Meisterknappen zu richten und zu bestrafen.“ —

Medizinisches.

ss. Ein Krankheitsreger der chronischen Leberentzündung entdeckt. Die chronische fibröse Leberentzündung oder Lebercirrhose, mit deutschem Namen auch als lörrige Leber oder Schuchzwedenleber bezeichnet, wurde bisher in den meisten Fällen als eine Folge des Mißbrauchs starker alkoholischer Getränke, besonders von Brantwein und starken Weinen, auch übermäßigem Biergenuß angesehen, weshalb die Krankheit auch vielfach geradezu als „Säuferleber“ in den heilkundigen Schriften erscheint. Die Folgen dieser nicht immer leicht erkennbaren Krankheit bestehen in hochgradigen Ernährungsstörungen, Anschwellungen von Milz und Bauchwasserjucht. Es kommt nun die Nachricht, es sei Professor Adami in Montreal gelungen, einen Krankheitsreger dieser Lebercirrhose zu entdecken. Die Krankheit findet sich in ähnlicher Weise wie beim Menschen auch beim Rindvieh, wo sie als Pictou-Krankheit bekannt ist, und eine Verminderung der Milch und ein Witterwerden derselben beim Kochen veranlaßt, worauf das besessene Vieh bald stirbt. Adami entdeckte nun ein eigenthümliches Kleinlebewesen in der Leber erkrankter Kühe und dies veranlaßte ihn, auch die Leber von Menschen, die an Cirrhose gestorben waren, genau zu untersuchen. In der That fand er in gewissen kleinen Hödern solcher Lebern eine außerordentlich große Zahl von Bakterien. War bereits in der Leber des Rindviehs das winzige Lebewesen nur mit starker Vergrößerung erkennbar gewesen, so war dasjenige der menschlichen Leber noch kleiner. Sie besaßen meist die Form von sogenannten Diplokokken, d. h. von zwei mit einander verbundenen Kugeln, von einem schwachen Hofe umgeben, einige ähnelten auch kleinen Gonokokken, andere kurzen Stäbchen. Die Untersuchung war schwierig, weil die kleinen Schmarotzer schwer gefärbt werden konnten, was zu genauer Erkennung unter dem Mikroskope für die meisten Bakterien notwendig ist; jedoch gelang dies schließlich soweit, daß die lebenden Bazillen von den toten unterschieden werden konnten. In einer großen Zahl von Fällen menschlicher Lebercirrhose, die Adami später in Chicago und in Baltimore untersuchte, hat er stets den beschriebenen kleinen Schmarotzer gefunden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— In der Pariser Akademie der Wissenschaften legte Gaston Bonnier kürzlich die Resultate von Experimenten dar, mittels welcher es ihm in kurzer Zeit gelungen war, den in den Niederungen wachsenden Pflanzen den Charakter von Alpengewächsen zu verleihen. Pflanzen gleicher Art von ein und demselben Stod herrührend wurden auf dreierlei Weise behandelt: ein Theil derselben blieb Tag und Nacht in einem von schmelzendem Eis umgebenen Apparat; ein anderer ganz im Freien in der Umgebung von Paris, ein dritter während der Nacht in einem Eisbehälter und tagsüber den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die Pflanzen der dritten Kategorie, welche unter den Temperaturextremen zu leiden hatten, sind kleiner als die in der Ebene unter normalen Verhältnissen gewachsenen und auch kleiner als die beständig in einem Eisbehälter untergebrachten. Die auf diese Weise künstlich in Alpengewächse umgewandelten Pflanzen sind zwerghaft, haben kleine, bide Blätter und blühen vor der Zeit. Sie gleichen vollständig denen, welche man auf den Alpen und Pyrenäen in einer Höhe von 1800 Metern findet. —

Bergbau.

t. Schlagende Wetter und Erdbeben. Auf Verreiben des belgischen Geologen van den Broeck wird die Belgische Gesellschaft für Geologie eine Untersuchung in die Wege leiten, die unter Umständen für eine Vermeidung der Katastrophen durch schlagende Wetter in Kohlenbergwerken von großer Bedeutung sein wird. Die Gefahr der schlagenden Wetter kann gewiß durch Einführung sorgfältiger und häufiger Untersuchung der Luft in den Bergwerken wesentlich vermindert werden, wahrscheinlich aber kann vor einer gewissen Art schlagender Wetter auch alle Vorkehrung nicht schützen. Zuweilen finden nämlich in einzelnen Kohlenruben plötzliche Ausströmungen von Gasen statt, die, auch wenn keine Entzündung derselben stattfindet, die Arbeiter in den Gängen mit dem Erstickungstode bedrohen. Man hat diese plötzlichen Gasentwickelungen auf verschiedene Art zu erklären versucht, besonders durch einen Einfluß der barometrischen Schwankungen auf die unterhalb der Erdoberfläche in den Gesteinen und in den Bergwerken eingeschlossenen Gase. Diese Annahme ist aber kaum genügend und verschiedene Gelehrte haben sich dahin ausgesprochen, daß es sich um eine besondere Erscheinung in dem Gebiete der sogenannten „Unterirdischen Meteorologie“ handeln muß. Die unterirdische Meteorologie, von der zunächst Alexander von Humboldt in einem kleinen Schriftchen gesprochen hat, ist diejenige Wissenschaft, die sich mit den Bewegungen der Erdkruste beschäftigt,

soweit sie mit den Zuständen und Bewegungen in der eigentlichen Atmosphäre in Beziehung stehen. Durch neue Forschungen wird es nahe gelegt, anzunehmen, daß derartige plötzliche Ausbrüche von schlagenden Wettern eine Folge von Erdbeben seien, die vielleicht an der betreffenden Stelle für die gewöhnliche Wahrnehmung seitens des Menschen gar nicht merklich sind. Die Wissenschaft besitzt aber in dem Horizontalpendel ein ganz außerordentlich empfindliches Hilfsmittel zur Bahnehmung von selbst ganz geringen Erschütterungen in der Erdkruste. Die belgische Geologische Gesellschaft möchte nun im Verein mit einer möglichst großen Zahl von Leuten, die sich an einer derartigen Forschung beteiligen könnten, untersuchen, ob ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Erdbeben und schlagenden Wettern angenommen werden kann. Es würde dann die Möglichkeit gegeben sein, für gewisse Kohlenruben, die stark unter solchen gefährlichen Gasen leiden, den Zeitpunkt einer besonders großen Gefahr vorher zu sagen, damit entweder die Arbeit für diese Zeit ganz eingestellt oder in geeigneter Weise eingeschränkt werden kann. Zunächst soll im Kohlenbezirk des Hennegau eine Anzahl von unterirdischen meteorologischen Stationen zu ständiger Beobachtung eingerichtet werden, die in Verbindung mit einer oberirdischen geophysikalischen Station arbeiten sollen, in letzterer werden dann besonders die Bewegungen der Erdkruste zu verfolgen sein. —

Humoristisches.

— Höchste Zeit, Bauer (zu seiner Alten): „Du, Genzi, jetzt dürfen wir aber bald unsern Mühlenstadel ausbessern lassen — die Maier sigen schon davor!“ —

— Proverbiel. Parvenü (nachdem er eine Warnungstafel mit der Aufschrift: Auf diesem Wege ist das Fahren bei 50 M. Geldstrafe verboten! gelesen, zu seinem Aufseher): „Johann, daß Se mer auf keinem anderen Weg mehr fahren!“ —

— Aus der guten alten Zeit. „Der Bürgergardist Zipperlein hat wohl eine recht strenge Frau?“

„Und ob! Mit der muß immer erst der Herr Major selbst verhandeln, eh' sie ihren Mann für eine militärische Uebung freigiebt!“ — (Zieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— In Rottbus wurden bei einem schweren Unwetter mehrere Fabriken und zahlreiche Häuser durch Blitzschläge und Wirbelwind zerstört. Mehrere Menschen wurden vom Blitze erschlagen. —

— Nach Lübeck brachte der Führer eines Dampfers die Meldung mit, er habe am 7. August auf der Düise bei Sthrs Odde ein Segelschiffsgroßboot und eine Anzahl Leichen auf dem Wasser treibend, sowie eine Menge Wrackstücke gesehen. Welches Schiff dort untergegangen ist, konnte noch nicht festgestellt werden. —

— Ein westpreussischer Ortsvorsteher richtete dieser Tage an seinen Landrath folgende Anzeige und Entschuldigung: „Dem königlichen Landrathsamte die ergebene Anzeige, daß dem Mauerer D. sein Schwein gestern Abend an Rothlauf krank heute früh krepirt ist. Wie mir vom königlichen Landrathsamte bemerkt worden ist, daß das Schwein bis zur Befichtigung am Leben bleiben soll, konnte ich nicht verhindern, da mir von dem Betreffenden keine Anzeige gemacht worden ist. R., Ortsvorsteher.“ —

— Eine Kreuzotter biß in Neu-Schiemanen bei Ortelsburg eine Frau in den Fuß. Die Frau starb bald darauf an Blutvergiftung. —

— In Klein-Engersau in der Nähe von Gardelegen brannten fünfunddreißig Gebäude nieder. Ein Mann starb infolge des Schrecks, ein anderer erhielt schwere Brandwunden. —

— Der Gemeinderath in Heilbronn beschäftigte sich in seiner letzten Sitzung mit einer wichtigen Frage: 27 Weinbergbesitzer, deren Grundstücke in dem Theil der Heilbronner Gemarkung liegen, die den vielgeliebten Namen „Eßigtrug“ trägt, hatten den sehnlischen Wunsch ausgesprochen, man möge den ihre Weine zu Unrecht schwer in Verzug bringenden Namen „Eßigtrug“ durch eine harmlosere Bezeichnung ersetzen. Der Gemeinderath entsprach in Würdigung der Bedürfnisfrage diesem Verlangen und benannte die schwerbelastete Gegend einfach „Krug“. —

— Eine Kagenausstellung wird in München abgehalten. Ueber dreihundert Thiere sind ausgestellt. —

— In Wien erschof ein junger Arbeiter aus Eifersucht seine junge Frau und tödtete sich dann selbst mit einem Revolverbesch. —

— Aus Westfrankreich werden verheerende Unwetter, die Ueberschwemmungen zur Folge hatten, gemeldet. In Noubair stürzte der Sturmwind ein Gerüst um, wobei 2 Arbeiter herunterfielen; einer starb sofort. Mehrere Personen wurden vom Bliz getödtet. Unter den Truppen verursachte die Hitze der letzten Tage bei den Uebungen zahlreiche Fälle von Sonnenstich. —

— Das Dagmar-Theater in Kopenhagen wird in der diesjährigen Spielzeit Gratisvorstellungen für Arbeiter geben. Vorläufig sind drei Sonntag-Nachmittage in Aussicht genommen. Die erste Vorstellung am 28. August wird „Brand“ von Henrik Ibsen sein. —

— In Brüssel ist eine Markthalle abgebrannt. Der Schaden beträgt über 8 500 000 Fr. —